

„Wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch“*

Was bedeutet das? – Was bedeutet das für mich?

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste,
wir bereiten uns auf Weihnachten vor. Ich will mit zwei Alltags-Beispielen beginnen. Sie zeigen beide: Unser Thema, wonach Jesus Christus wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch sei, ist auch heute noch schwer verständlich.

Das erste Beispiel: Von einem jungen Ehepaar, das ich als ehemalige Theologie-Studenten kannte, bekam ich eine Geburtsanzeige mit einem sehr realistischen Bild. Es zeigte auf dem Bauch der Mutter das neugeborene Kind. Die glücklichen Eltern schrieben dazu, wie viel besser sie jetzt verstünden, was an Weihnachten geschah: Jesus sei da *ganz und gar ein Mensch wie wir* geworden. – Ich verstand ihre Freude richtig und antwortete mit einem herzlichen Glückwunsch, ohne darin auf theologische Probleme einzugehen. Die jungen Eltern hatten nämlich vergessen, dass ja bei der Geburt ihres Kindes keine Engelchöre sangen (vgl. Lk 2,14). Und von ihrem Kind wird niemand schreiben, Magier kommen, um das Kind anzubeten und ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe darzubringen (vgl. Mt 2,11). Die Evangelisten wollen uns offensichtlich nicht *nur* die Geburt eines „ganz normalen“ Menschen verkünden.

Das zweite Beispiel geht ins andere Extrem: Eine Frau klagte mir, ihre Nachbarin behaupte, das Jesuskind hätte auch geschrieen. Das dürfe man doch vom Sohn Gottes nicht sagen? – Ich antwortete ihr: Doch, natürlich kann man das sagen! Das Jesuskind hat nicht nur wie jedes andere Baby geschrieen, es hat auch seine Windeln voll gemacht. Denn in der Hl. Schrift heißt es ausdrücklich, seine Mutter habe ihren Erstgeborenen *“in Windeln gewickelt“* (Lk 2,7).

Die zwei Beispiele lassen uns ahnen, wie schwierig es ist, die anstehenden Fragen zu ordnen. In vier Teilen will ich sprechen

- I. Von der Kirchengeschichte.
- II. Vom Unterscheiden des Göttlichen vom Menschlichen.
Das wird der mir wichtigste Hauptteil sein.
- III. Von der sprachlichen Klärung auf dem Konzil von Chalzedon.
- IV. Von der Menschwerdung Gottes und von uns – oder: für uns.

* Vortrag in Beuron am 24. Dezember 2008.

I. Von der Kirchengeschichte

In der Geschichte der christlichen Theologie würde man das als erstes erzählte Beispiel der Irrlehre des *Arianismus* zuweisen, das zweite der des *Monophysitismus*. Kurz zu diesen beiden Namen: – Was ist der Arianismus? Der Bischof Arius in Ägypten (Ende 3. Jh.) sah in Jesus von Nazaret nur den Menschen, der erst nach seinem Tod am Kreuz von Gott auferweckt und „zu seiner Rechten“ erhöht worden sei. Jetzt erst sei Jesus göttlich geworden. – Der Monophysitismus dagegen hat seinen Namen von jenen – vor allem Mönchen – im Ägypten des 5. Jhs., die nur an eine (*mono-*) Natur (*physis*) in Jesus Christus dachten. Sie sahen in Jesus Christus *nur den Gott*, der sich die menschliche Natur gleichsam nur äußerlich übergestülpt hat. Heute kommen dieser Auffassung noch die Koptische, Äthiopische und Armenische Kirche nahe. Übrigens: Um sich von *ihnen* abzugrenzen, bezeichnen sich die anderen Ostkirchen als die *Orthodoxen*, die Rechtgläubigen.

Die beiden Beispiele zeigten uns also die beiden Extreme in der Christologie. Ohne jetzt ausführlich auf die sogenannte Dogmengeschichte einzugehen, nur noch so viel: Der Arianismus wurde von den Vätern als die größere Gefahr gesehen. Um ganz klar zu stellen, was die richtige kirchliche Lehre ist, wurde daher nach dem Konzil von Nizäa nochmals in Ephesus (431) festgelegt: Maria hat keinen gewöhnlichen Menschen geboren, sondern Gott. Sie ist nicht nur die Mutter Jesu, sondern auch die „Mutter Gottes“. Sie ist die Gottesgebälerin, die *Dei Genitrix*, die *Theo-tókos*. Doch bald war klar, dass man noch nicht das richtige Gleichgewicht in den Aussagen oder Definitionen gefunden hatte über jenen Jesus, der sich *sowohl* „müde vom Marsch“ und durstig am Jakobsbrunnen niedersetzt, als auch kurz darauf zur Samariterin sagt: Wenn sie wüsste, wer mit ihr redet, würde sie ihn bitten, und er würde ihr jenes lebendige Wasser geben, das im Herzen entspringt und weiter anschwillt, bis es einmündet in das ewige Leben (vgl. Joh 4,6.10).

Um dieses richtige Gleichgewicht, um die sprachliche Klarheit, ging es beim vierten der großen Allgemeinen Konzilien. Es fand 451 in Chalkedón, (*Χαλκηδών*), lateinisch Chalcedon, dem heutigen Kadiköy gegenüber von Konstantinopel auf der Ostseite des Bosphorus statt. Als

ich nachlas, was damals genau festgelegt wurde, war ich angenehm überrascht. Denn vorher hatte ich immer vorausgesetzt, die einprägsame Formel „Wahrer Gott und wahrer Mensch“ sei eine Definition von Chalzedon. Und diese Formulierung gefiel mir gar nicht. Sie würde nämlich dem klar fassbaren Bild eines wahren Menschen das scheinbar genauso klar fassbare Bild eines wahren Gottes gegenüberstellen. Erfreut stellte ich fest, *wie* vorsichtig die Konzilsväter ihre Worte gewählt haben. Doch auf diese theologische Klarheit werde ich im III. Teil eingehen. Vorerst soll es genügen, auf das Thema hinzuweisen. Es heißt nicht einfach „Wahrer Gott und wahrer Mensch“, sondern „Wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch“. Darin ist etwas zu spüren vom Staunen über das Christusgeheimnis.

II. Vom Unterscheiden des Göttlichen vom Menschlichen.

A. Vom Menschlichen

Im folgenden zweiten Teil, dem Hauptteil des heutigen Vortrags, gehen wir noch aus von der simplifizierte Form „Wahrer Gott und wahrer Mensch“ und fragen: Was fängt der moderne Mensch damit an? – Die primitivste Vorstellung wäre: Wahrer Gott ist er, weil Gott sein Vater ist, und wahrer Mensch ist er, weil der Mensch Maria von Nazaret seine Mutter ist. Manche gutgläubigen Seelen merken noch nicht einmal, dass sie damit eine absolut heidnische Vorstellung eintragen. In den griechischen Mythen gibt es die Vorstellung, dass ein Gott, etwa Zeus, mit einer irdischen Frau eine „heilige Hochzeit“, einen *hierós gámos* eingeht. Ihr Sohn war dann ein Halbgott, der später im Götterhimmel irgendwo seinen Platz fand. Im Evangelium von Jesus „Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes“ (vgl. Mt 16,16) geht es um etwas ganz anderes.

Aber um was geht es denn? Hatte Jesus einen vollständigen Chromosomensatz? Natürlich ja, denn er war in allem uns gleich geworden außer der Sünde. Was war dann an ihm göttlich? – Ich will zuerst negativ etwas feststellen: Kein moderner Chirurg und kein Erforscher der Genome hätte – wenn er vor 2000 Jahren gelebt hätte – an Jesus auch nur eine einzige Zelle oder ein Genom oder nur ein einziges Gen feststellen können, von dem er hätte sagen können: Hier habe ich

jetzt etwas Göttliches in Händen. Die Haare und Fingernägel Jesu waren nichts Göttliches – und auch darin war der ganze normale menschliche Chromosomensatz. Gott ist seinem Wesen nach Geist (vgl. Joh 4,24), und etwas Materielles, etwas in Raum und Zeit Fassbares hat niemals etwas mit dem unfassbaren, unendlichen Geist zu tun, den wir glaubenden Menschen mit der Chiffre „Gott“ bezeichnen. – Anders ausgedrückt: Alles materiell Fassbare an Jesus gehört zu dem wahren Menschen Jesus.

B. Vom Göttlichen

Beim soeben genannten Satz, wonach alles materiell Fassbare an Jesus zu dem wahren Menschen Jesus gehört, merken wir: Jetzt wird es schwierig. Denn wo bleibt dann seine Gottheit? – Da müssen wir umdenken und uns frei machen von der simplen Vorstellung, nur das Materielle in unserer Welt sei wirklich. Es gibt auch geistige Wirklichkeiten. Das ahnen heute sogar Mathematiker und Physiker. Aber uns geht es um mehr.

Ich will Ihnen eine Beobachtung erzählen, die mir im Leben oft geholfen hat, mich selbst zu vergewissern, dass es geistige Wirklichkeit gibt, die jenseits der Materie, auch jenseits des Intellekts von Primaten liegt. Sie ist auch medizinisch-neurologisch – etwa durch Psychopharmaka – nicht hervorzubringen, höchstens zu blockieren. – Als Ordonanzoffizier hatte ich 1944 in der Ukraine oft weite Strecken zu reiten. Da war es gut, ein zweites Pferd mitzuführen. Wenn ich dem Pferd, auf dem ich ritt, lobend auf den Hals klopfte, wieherte es freudig. Und wenn ich das Handpferd in ähnlicher Weise lobte, wieherte es auch. Doch *nie* habe ich erlebt, dass ein Pferd freudig wieherte, wenn das andere gelobt wurde. Oft habe ich in späteren Jahren Verhaltensforscher gefragt, ob irgendwo ein Tier beobachtet worden sei, das sich „selbstlos“ mitfreut über das Lob, das dem anderen gespendet wird. Immer war die Antwort ein klares Nein oder sogar ein „Unmöglich!“. Denn solche Mitfreude setzt jenes Selbstbewusstsein voraus, das erkennt: So ein Lob tut mir gut. Da will ich auch dem andern so ein Lob gönnen und mich mit ihm freuen. (Beachten Sie, dass ich nicht vom Mitleid oder von anderen Arten des Mitfühlens spreche.) Uns geht es nur darum: Wir stoßen da an eine Grenze, jenseits derer jene geistige Wirklichkeit

beginnt, die wir mit Selbstlosigkeit, Liebe, Großmut oder Barmherzigkeit anzudeuten versuchen. Denn fassbar und klar umgrenzbar ist diese Wirklichkeit nicht mehr.

Nach diesem langen Umweg kehren wir zurück zu Jesus. Früher hätten die Apologeten, also die „Verteidiger des Glaubens“, um Jesu Gottheit zu „beweisen“, auf seine Wunder hingewiesen. Die moderne Psychologie und Parapsychologie hat uns aber gezeigt, dass außergewöhnliche Vorgänge und Kräfte auch von lieblosen Menschen ausgehen können. Alles hängt also vom Zusammenhang des sogenannten Wunders mit dem übrigen Leben eines Menschen ab. Um uns an die, wie wir es nannten „göttliche Wirklichkeit“ heranzutasten, müssen wir auf das Gut oder Böse eines Menschen achten. Uns ist dabei natürlich klar: Auch bei anderen Menschen gab und gibt es Güte, Großmut und ähnliche geistige Wirklichkeiten. Im 2. nachchristlichen Jh. lehrte Justinus, der heilige Philosoph und Märtyrer, schon *vor* Christus habe es „Christen“ gegeben; er nennt etwa Sokrates. Einige von Ihnen haben vielleicht auch schon den Begriff „anonyme Christen“ gehört, den der Theologe Karl Rahner für solche Menschen prägte. Unser Fragen wird also in *diese* Richtung gehen müssen: Stoßen wir bei Jesus in einer ganz *besonderen* Weise auf jene geistige Wirklichkeit? – Zehn Beobachtungen wähle ich aus, leicht ließen sie sich auf hundert vermehren.

(1.) Ich beginne am Jordan. Am Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu hören von seiner Begegnung mit dem berühmten Johannes „dem Täufer“ (auch in außerbiblichen Texten hat er diesen Beinamen). Nach allen vier Evangelien erkennt der Täufer die geistige Größe dessen, der als ein unbekannter Pilger mit anderen zu ihm an den Jordan kommt. Im vierten Evangelium fasst der Täufer die Bedeutung dieses Unscheinbaren in die Worte: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt auf sich nimmt!“ (Joh 1,29). Einige Täuferjünger, die ahnten, welche Wucht sich in diesen einfachen Worten verbarg, wechselten von ihrem berühmten Meister zu dem noch Unbekannten über; das ist übrigens eine historisch unbezweifelbare Tatsache.

(2.) Dabei beobachten wir schon einen zweiten Punkt: die Bescheidenheit des Gottmenschen. Dieser Jesus predigt nicht nur eine neuartige „Weltanschauung“, wonach erniedrigt wird, wer sich selbst

erhöht, und erhöht wird, wer sich selbst erniedrigt. Vielmehr lebt er auch selbst nach diesem Grundsatz. Er kommt ja nicht an den Jordan, um groß aufzutreten. Wenn Jesus von sich selbst ausposaunt hätte: Ich bin der Messias, *der* endzeitliche Gesalbte, erkennt mich als solchen an! – er wäre bei mir „unten durch“. Die nüchternen Fischer vom See hätten genauso reagiert. Doch vergleichen Sie bitte damit das Verhalten vieler heutiger Volksführer und „Befreier“! Solche Gestalten hat es auch in der Zeit des ntl. Geschehens gegeben, etwa einen Bar Kochba („Sternensohn“) im Zweiten Jüdischen Krieg oder einen „Ägypter, der 4000 Sikarier aufwiegelte und in die Wüste hinausführte“; davon spricht der römische Oberst in der Burg Antonia zu Jerusalem (vgl. Apg 21,38). Jesus tritt ganz anders auf.

(3.) Die dritte Beobachtung zu diesem Phänomen „Jesus“ will ich mit einem eigenen Erlebnis veranschaulichen. Vor einem halben Jahrhundert wanderte ich als Student allein mehrere Wochen im Heiligen Land. Als ich einmal abends am See, auf dem Hang des Bergs der Seligkeiten saß, lag unten die Bucht, in der sieben verschiedene Quellen in den See einmünden, bis heute locken sie Fischschwärme an. Auch Hirten kommen immer noch mit ihren Herden hierher an den See. Da vom Hang aus die Akustik gut ist, war es leicht, sich vorzustellen, wie jemand von hier aus zu Volksscharen sprechen kann. Doch wichtig war etwas ganz anderes. Plötzlich ging mir auf, was es heißt, dass ein hochbegabter junger Mann seine Zeit dazu benützt, zu diesen einfachen Menschen in unkomplizierten Worten von den Geheimnissen des Himmelreichs – oder richtiger der Königsherrschaft Gottes – zu sprechen. Und er macht das in anschaulichen Gleichnissen. Nur ganz große Genies können komplizierte Sachverhalte unkompliziert darstellen.

(4.) Zu diesen Gleichnissen eine Beobachtung über die geniale Art zu reden über das Herrschen Gottes. Dabei erinnern wir uns daran, wie viel in der Menschheit schon gedacht und geschrieben worden ist über die Frage, warum manche Menschen dankbar Glaubende sind, andere aber nicht glauben können, und dann folgerichtig über die Frage, wie ein Gott, wenn es ihn gäbe, diese „Ungerechtigkeit“ zulassen könne. Jesus erzählt ganz einfach: Ein Mann ging aus, um zu säen. Vom Samen fiel einiges auf felsigen Grund, anderes auf den Weg, anderes unter die

Dornen und nur wenig auf gutem Boden, wo es reiche Frucht trug. Von den Jüngern, die er auswählte, sagt er dann, ihnen sei es gegeben, die im Gleichnis verborgenen Geheimnisse zu verstehen, andere seien nach Gottes Plan verblendet (Vgl. Jes 6,9f mit Mt 13,10-17). So souverän also steht der Schöpfer über seinen Geschöpfen. Er ist bei seinem Ausstreuen der geistigen Gaben in keiner Weise gehalten, für „Gleichberechtigung“ oder „Chancengleichheit“ im modernen Sinn zu sorgen. – Wer sonst in der Menschheit lehrte oder lehrt einen so schwierigen Gegenstand mit so wenigen Worten und in so überlegener Sicht? Gerade dass Jesus hier die Realität beschreibt und sie nicht im Sinne unseres Gerechtigkeitsempfindens zu glätten versucht, zeigt seine ganz andere Perspektive.

(5.) Und zu dieser realistischen Sicht der wirklichen Situation von uns Menschen gehört auch das Wort, mit dem Jesus die Bergpredigt beginnt: „Selig die geistig Armen.“ Was Jesus damit meint, kann gut so umschrieben werden: „Freuen dürfen sich alle, die ahnen, dass sie mit leeren Händen vor Gott stehen.“ Nichts von dem, was wir haben oder „erreicht haben“, haben wir aus eigenem Vermögen und eigener Kraft. Solche innere Ehrlichkeit, das Eingestehen des Geschöpfes mit leeren Händen vor seinem Schöpfer zu stehen, ist immer etwas Großes, und Jesus sieht den Menschen wie mit den Augen Gottes, der nicht aufs Äußere, sondern aufs aufrichtige Herz schaut.

(6.) Eine weitere Beobachtung über die göttliche Vollmacht dieses Meisters. In der Bergpredigt wird kein neues „Parteiprogramm“ vorgetragen. Vielmehr knüpft Jesus an die Geschichte Gottes mit seinem Volk an: „Denkt nicht, ich sei gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzuheben; ich bin nicht gekommen aufzuheben, vielmehr um zu erfüllen“ (Mt 5,17). Und dann zeigen uns Beispiele, wie das gemeint ist: „Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen“! Denn das, so begründet Jesus, entspricht euerem Vater im Himmel, der „seine Sonne aufgehen lässt über Böse und Gute und regnen lässt über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5,43-45). – Auch da können wir fragen: Wo sonst in der Geschichte gibt es eine Gestalt, die in ähnlicher Weise eine in Jahrhunderten vorbereitete Ethik seines Volkes zur letzten Höhe führt?

Am Ende der Bergpredigt, die im Mattäusevangelium drei lange Kapitel umfasst, reagieren die Zuhörer so: „Als Jesus diese Rede beendet hatte, war die Menge sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer der Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten“ (Mt 7,18f). – Was das wirklich bedeutet, wurde mir erst klar, als wir am Ende einer Palästina-Reise mit einer internationalen und interkonfessionellen Gruppe von etwa 90 Neutestamentlern in Galiläa, in Tiberias, die Gräber von großen Rabbis besuchten. Viele kleine Kerzen brannten vor den einzelnen Gräbern. Und damit sie sich nicht in der Sonnenhitze verbiegen, waren sie in offene Blechkanister gestellt. Es war ein rührender Ausdruck von Verehrung, wie wir das auch von Heiligenbildern an Wallfahrtsorten kennen. Doch da sagte der englische Verfasser grundlegender Werke der ntl. Wissenschaft, Prof. C. F. D. Moule, erst jetzt sei ihm an diesen Rabbinen-Gräbern aufgegangen, wie überragend und ganz anders Jesus war als die Schriftgelehrten seiner Zeit, denen hier die jüdische Volksfrömmigkeit gilt. Denn Jesus sprach zwar machtvoll und wurde bestaunt, aber er floh geradezu vor jeder nur äußerlichen „Popularität“. Volksscharen, die ihm nachlaufen, weil sie seine Wunder gesehen haben, verachtet er (vgl. Joh 4,45.48). Und als sie ihn sogar zum König machen wollen, entflieht er ihnen auf einen einsamen Berg (vgl. Joh 6,14f). Als schließlich ein junger Mann vor ihm niederfällt, ihn mit „guter Meister“ anredet und um Lebensregeln bittet, als sei er ein großer Schriftgelehrter, weist Jesus diese Einstufung zurück; denn nur einer sei der Gute, der eine Gott (vgl. Mk 10,18).

(7.) Vor allem fiel mir die geradezu göttliche Barmherzigkeit Jesu auf. Dieser überragende, ganz andere Jesus ließ sich vom neu berufenen Mattäus in dessen Haus einladen und aß dort zusammen „mit Zöllnern und Sündern“. Die frommen Pharisäer waren darüber empört. Er entschuldigt sich nicht, sondern deutet indirekt an, um was es bei seinem Handeln geht: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Darum lernt, was es heißt: Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer. Denn ich bin gekommen, die Sünder zu berufen, nicht die Gerechten“ (Mt 9,13). Was einst der Prophet Hosea als Eigenschaft Gottes ausgesagt hatte, der Liebe will (Hos 6,6), das bezieht Jesus jetzt auf sich – allerdings in viel unglaublicherer Weise, als das ein atl.

Prophet hätte vorhersehen können. – Bevor wir weitergehen kurz noch einmal zur Erinnerung: Wir suchen in der Person Jesu nach dem einzigartig Göttlichen, von dem wir schon wissen, dass es nichts Materielles sein kann.

(8.) Wie steht es mit der göttlichen Liebe? Da hören wir von Gott (z.B. Ps 51,3), wie gütig auch Sündern vergeben wird, und Jesus erklärt uns im Gleichnis „Vom verlorenen Sohn“, wie gütig wir uns Gott vorstellen dürfen. Dem Zurückkehrenden eilt der Vater voll Mitleid entgegen, umarmt und küsst ihn; und das ganze Haus soll sich mitfreuen (vgl. Lk 15,11-24). Entspricht Jesus von Nazaret nicht selbst genau diesem Gottesbild? – Wenn jetzt jemand sagt: „Aber ich stelle mir *Gott* anders vor!“, dann muss er sich sagen lassen: Gott kann für uns nur so sein, *wie er sich* uns persönlich *zeigt*. Wie er *ist*, in seiner ganzen Unfassbarkeit, bleibt uns Menschen in Raum und Zeit unergründbar; denn wir kommen mit philosophischen oder physikalischen Überlegungen höchstens zu dem Ergebnis, dass es eine Ursache für das Funktionieren des Universums geben muss.

Also kehren wir von der natürlichen Offenbarung zurück zur übernatürlichen oder besser persönlichen Offenbarung Gottes. Da hören wir: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,8.16 - ὁ θεὸς ἀγάπη ἐστίν oder besser bekannt durch die Enzyklika Benedikt XVI. in der lateinischen Form „*Deus caritas est*“). Entspricht dieser Aussage jene des Menschensohns, er sei „nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Mk 10,45 – καὶ δοῦναι τὴν ψυχὴν αὐτοῦ λύτρον ἀντὶ πολλῶν)?

(9.) Und das hat er nicht nur gesagt, sondern auch wirklich getan – nämlich als er sein Leben als Lösegeld für uns hingab. – Schauen wir uns die tatsächlichen Ereignisse an, was ergibt sich aus den Texten? Obwohl damals allen klar war, dass eine Rückkehr nach Jerusalem lebensgefährlich ist, geht er dort hinauf (vgl. Joh 11,16). Und als er vor Pontius Pilatus geführt wird, – ganz gleich, wie man sich die Einzelheiten des Prozesses vorstellt, – ist klar, dass der römische Präfekt kein Interesse an der Hinrichtung des Juden Jesus hat. Er sucht geradezu nach einer Möglichkeit, ihn freizubekommen. Hätte Jesus erklärt: Das ist

ein Missverständnis, ich bin natürlich kein König; ich bin ein prophetischer Mahner, der das Volk zur Buße und Umkehr rufen will, – mit Freude wäre der Römer darauf eingegangen. Doch Jesus bleibt dabei: „Du sagst es: Ja, ich bin ein König!“ (Joh 18,37). Dafür geht er in den Tod. Denn als Hinrichtungsgrund wird eine Tafel am Kreuz befestigt: „Jesus von Nazaret, der König der Juden“. Die Existenz einer solchen Kreuzesinschrift wurde m. W. noch von keinem Historiker bezweifelt; alle Einwohner Jerusalems haben sie ja gesehen. – Warum ist dieses Königtum Jesu so wichtig? Inwiefern zeigt es seine – und das heißt die göttliche – Liebe? Mit diesen Gedanken kommen wir

(10.) zur letzten Anfrage an Jesus über sein göttliches Wesen. – Wieso war er ein „König“? Jesus erklärt, dazu sei er geboren und dazu sei er in die Welt gekommen, dass er die Wahrheit bezeuge. „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme“ (Joh 18,38). Pilatus kann zwar nicht verstehen, was diese Wahrheit ist, die Jesus bezeugt, und durch die er ein wirklicher König über alle Menschen ist. Doch der Leser des Evangeliums erinnert sich an Jesu Wort: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Er, Jesus, sei also in seiner Person die höchste Norm, er sei mehr als das, was früher die Tora als Weisung für Israel war. Und wie sieht diese vorgelebte Weisung, dieser wahre Weg konkret aus? – Als Jesus nicht mehr gesund und wohlgestaltet, sondern blutig gezeißelt und mit Dornen gekrönt vor die Volksmenge tritt, lässt der Evangelist den Römer die Antwort verkünden: „Seht, das ist der Mensch!“ (Joh 19,5 – *Ecce homo* - ἰδοὺ ὁ ἄνθρωπος). Um dieses *Ecce Homo* richtig zu schätzen, schauen wir auf andere Menschheitsideale. Schon die Ägypter, dann aber vor allem die griechischen Künstler stellten uns in ihren Statuen als Ideal den „schönen und guten“ Menschen vor Augen (*kalós k'agathós* – καλὸς καγαθός). Der Idealmensch war für sie ohne körperliche Schönheit nicht denkbar. Natürlich kannten auch sie den verwundeten oder verstümmelten Menschen. Aber so stellten sie den Menschen (in der klassischen Zeit) nie dar. Selbst sterbende Krieger, durchbohrt vom Pfeil, werden etwa im Giebelfeld des Tempels von Ägina als schöne Männergestalten aus dem Marmor gehauen. Das war ihr Ideal. Ganz anders bei Jesus. Da wird uns als das Bild wahrer menschlicher

Vollkommenheit ein erbärmlicher Mensch vorgeführt. Was ist so groß an ihm? – Leiden ist wertvoll geworden, aber nicht wegen des Leids als solchem. Jesus lebt uns jene neue Tora, jenes neue Gesetz vor, das Paulus später so in Worte fasst: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gal 6,2). Jesus hat freiwillig diese Last auf sich genommen, unsere Last, und trägt sie in selbstloser Liebe. Von welcher Last spreche ich? Nicht von sozialen, privaten oder gesundheitlichen Leiden, die für viele von uns sicher im Vordergrund stehen, und von denen wir uns Erlösung wünschen. Vielmehr ist es jene Last, die Johannes der Täufer voraussah, als er sagte: „Seht das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt auf sich nimmt.“ Denn es ist die Sünde, die uns trennt von Gott und voneinander. - „Lamm Gottes“ könnte man auch wiedergeben mit „das göttliche Lamm“ oder sogar, weil Lamm, Schaf, in der Bibel ein geläufiges Bild für „Mensch“ ist, „Seht *den* Gott-Menschen!“ Genau das aber ist das Geheimnis Jesus Christus, die Vereinigung von Gottheit und Menschheit. Und darum geht es uns ja in dieser Stunde im Hinblick auf die Menschwerdung Gottes.

III. Von der sprachlichen Klärung auf dem Konzil von Chalzedon

Ich weiß nicht, ob ich Sie mit den zehn ausgewählten Beobachtungen davon überzeugen konnte, dass es in Jesus Christus nicht nur den materiell fassbaren Menschen gab, sondern auch die unfassbare geistige Wirklichkeit seines göttlichen Wesens. Doch das zu erkennen hängt nicht allein von uns Menschen ab. Ich kann nur hoffen, dass er selbst, der große Sämann des Logos, in Ihnen etwas aufkeimen lässt vom Geheimnis seiner Gottheit.

Wichtig ist es jetzt im III. Teil zu beachten, dass es die biblischen Aussagen sind, die im Hintergrund der dogmatischen Auseinandersetzung stehen. Es geht nicht um abstrakte, philosophische Wortspielereien, sondern um das Mühen der frühen Kirche, auch gedanklich das zu klären, was wir gerade im zweiten Teil gehört haben: Wie und was unterscheidet diesen (göttlichen) Jesus von anderen Menschen?

Jedenfalls, für die Väter des Konzils von Chalzedon war *das* keine Frage: In Jesus sahen sie selbstverständlich sein göttliches Wesen. Das Problem der Väter lautete: *Wie* verhalten sich das Göttliche und das Menschliche in Jesus zueinander? Und vor allem: Wie kann man das sachgemäß aussagen oder doch wenigstens ab-grenzen, de-finieren (von *finis* = Grenze)? Was kann man rechtgläubig sagen, und wo liegt die Grenze, hinter der die Aussagen über Jesus Christus zur Irrlehre werden?

Die dogmatischen Diskussionen und die Geisteskämpfe im 5. Jh. zwischen den Vertretern des Patriarchen von Alexandrien und von Konstantinopel sind spannend zu lesen, aber sehr kompliziert. (Übrigens sind die griechischen Protokolle der vier ersten Ökumenischen Konzilien vollständig erhalten und gut ediert.) Mein Ziel ist es daher nur, zunächst sprachlich die entscheidenden Definitionen des Konzils von Chalzedon zu erklären. Erst danach werden wir uns fragen, was an diesen Aussagen so schwierig ist für uns Menschen des 21. Jhs.

Die erste sprachliche Klärung betrifft unser deutsches Sprechen von der „Person“. Das lateinische *persona* hat nichts mit Persönlichkeit zu tun, sondern ist die Übersetzung von griechisch *prósopon*, was „Maske, Theaterrolle“ bedeutet. Gott tritt also gleichsam in drei Rollen auf. Und die griechischen Väter hatten sogar noch einen anderen Begriff für diese eine *persona*, nämlich *hypóstasis* (etwa: *Unterbau*), was – leider – nicht dasselbe ist wie lateinisch *substantia*. Mit diesem Begriff *hypóstasis* konnten sie Besonderheiten der drei Personen ausdrücken, vor allem bei Christus. Die Konzils-Teilnehmer konnten auf Griechisch feststellen: Das Göttliche und das Menschliche verbinden sich (nur!) in Jesus Christus zu einem *prósopon* oder einer *hypóstasis*, also einer Grundlage, auf der das göttliche und das menschliche Erscheinungsbild aufsitzen. (Auf Griechisch konnten sie formulieren:

εἰς ἓν πρόσωπον καὶ μίαν ὑπόστασιν)

Wir merken wohl alle: Diese Wortwahl klingt schon ganz anders als unser Sprechen von der Gleichheit von drei „Personen“. Nur in der Person Jesus Christus unterscheidet Chalzedon – nun wird es kompliziert – zwei Naturen, lateinisch *natura*, griechisch *phýsis*. So kann das Konzil die entscheidende Aussage machen: In Jesus Christus

sind zwei Naturen unvermischt und ungetrennt in einer Person und einer Hypostase vereint“.¹

Im Griechischen werden die beiden Beiwörter „unvermischt und ungetrennt“ durch sieben Umschreibungen noch näher differenziert; eine genaue Wiedergabe auf Deutsch wäre aber hier unmöglich. Im Original-Wortlaut beginnt das so:

ἓνα καὶ τὸν αὐτὸν Χριστὸν υἱὸν κύριον μονογενῆ,
ἐν δύο φύσεσιν ἀσυγχύτως ἀτρέπτως ἀδιαιρέτως
ἀχωρίστως γνωριζόμενον, οὐδαμοῦ τῆς τῶν φύσεων
διαφορᾶς ἀνηρημένης διὰ τὴν ἔνωσιν, σωιζομένης δὲ
μᾶλλον τῆς ἰδιότητος ἑκατέρας φύσεως
καὶ εἰς ἓν πρόσωπον καὶ μίαν ὑπόστασιν συντρεχούσης,
οὐκ εἰς δύο πρόσωπα μεριζόμενον ἢ διαιρούμενον, ἀλλ' ἓνα
καὶ τὸν αὐτὸν υἱὸν μονογενῆ θεὸν λόγον κύριον Ἰησοῦν
Χριστόν, καθάπερ ἄνωθεν οἱ προφήται περὶ αὐτοῦ καὶ
αὐτὸς ἡμᾶς Ἰησοῦς Χριστὸς ἐξεπαίδευσεν καὶ τὸ τῶν
πατέρων ἡμῖν παραδέδωκε σύμβολον. – (ACO 2.1.2).

In diesem Sinne also bekennen sie ihn als den einen Herrn Jesus Christus, der „wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch“ ist (θεὸν ἀληθῶς καὶ ἄνθρωπον ἀληθῶς). In Chalzedon wurde also *nicht* vereinfachend gelehrt, Jesus sei „wahrer Gott und wahrer Mensch“ gewesen.

Entscheidend für das Zustandekommen dieser Schlussdefinition war der Brief des großen Papstes Leo I. an den Patriarchen Flabianos von Konstantinopel. Darin lieferte er dem Konzil Lösungen nicht nur zu den rein terminologischen Schwierigkeiten, sondern auch Hinweise, um die *heilstheologische* Bedeutung herauszuarbeiten.² Wie in seinen berühmten Weihnachtshomilien, so führte er auch im Brief an Flabianos aus: Unser Glaubensartikel, wonach der Herr „für uns Menschen und um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen“ ist, macht nur Sinn,

¹ Daher spricht man auch von der Hypostatischen Union, dem Geheimnis der Verbindung von Gottheit und Menschheit in Jesus, und in ihm sind dann auch von Himmel und Erde geeint.

² Ich folge dem verstorbenen, hervorragenden Kenner des Chalcedonese Alois Kardinal Grillmeier SJ. Eine gute Zusammenfassung gibt er s.v. „Chalkedon“ in LThK²1958. Bd. II, Sp. 1005-1009.

wenn sich in dem einen Jesus Christus Gottheit und Menschheit verbanden.

IV. Von der Menschwerdung Gottes und von uns

Warum aber haben wir heutigen Menschen Schwierigkeiten mit dieser Lehre, Jesus sei eine Gestalt gewesen, von der wir sagen können: Er ist „wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch“? – Ich meine, die Schwierigkeiten, die wir heute haben, sind gar nicht so verschieden von denen der Zeitgenossen Jesu. Sie staunten über ihn, doch er war ja so ein einfacher, ein so bescheidener Mensch. Sie waren nicht fähig, in diesem Menschen auch den Herrn und Gott Israels zu sehen. Selbst am Abend vor seinem Leiden fragt noch einer der Zwölf nach dem „Vater“, den er offensichtlich für den eigentlichen Gott hält. Und Jesus hilft ihm zum Verstehen mit den Worten: „Schon so lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeig uns den Vater!“ (Joh 14,9). Und schon vorher sagte Jesus in der Auseinandersetzung mit den Juden: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh 10,30). Allerdings, erst nach Ostern findet Tomas, angesichts der Wunden und überwältigt von der Selbstlosigkeit des auferstandenen Gekreuzigten zu dem Bekenntnis: „Mein Herr und mein Gott!“ (Joh 20,28).

Heute sind unsere Schwierigkeiten insofern noch größer geworden, als uns die Naturwissenschaften immer neu überraschen mit ihren Einsichten in die unendliche Größe der Schöpfung. Die Millionen von Sternen in den unzähligen Galaxien und die hinter ihnen waltende Weisheit – das zusammenzubringen mit dem schwachen Jesus wird wirklich immer schwerer. Wir meinen dann leicht: Mit unseren mathematischen oder physikalischen Annäherungen an das „Unendliche“ seien wir Gott schon ganz nahe gekommen. Wir vergessen, dass für uns der materielle Kosmos zwar die natürliche Offenbarung des Schöpfers ist, die wir erforschen können – um dann mit Recht staunend zu schweigen. Doch das ist nur die eine Seite des Geheimnisses, das wir mit der Chiffre „Gott“ bezeichnen. Denn bei dem Wort „Unendlich“ wissen wir noch gar nichts von dem einen, persönlichen Gott. Von diesem persönlichen Gott können wir nämlich

nur das erkennen, was *er* uns zeigen will. Da gilt: *Gott ist für uns so, wie er sich uns zeigt* (C. Vagaggini).

Wie zeigt er sich uns? Offensichtlich nicht als den großen Lenker des Universums. Denn, um das zu erforschen, haben wir unseren menschlichen Verstand. *Er* selbst aber zeigt uns seine ganz andere Größe, die für uns Menschen unerforschbar gewesen wäre, die aber für unser Leben viel wichtiger ist als astronomische Daten.

An dieser Stelle denken wir noch einmal kurz zurück an die zwei Pferde, von denen sich keines für das andere freuen konnte. Noch viel weniger wäre es denkbar gewesen, dass ein Tier dem anderen, wenn es von ihm gebissen worden wäre, hätte verzeihen können. Auch für uns Menschen ist solches Verzeihen schwer. Aber gerade *da* sollen wir lernen. Was uns nur mit Mühe möglich ist, das gehört bei Gott geradezu zu seinem Wesen. In einem Kirchengebet heißt es, Gott bewaise seine Allmacht vor allem im Verzeihen und Erbarmen (*Deus, qui omnipotentiam tuam parcendo maxime et miserando manifestas*).

Und wie ereignet sich das konkret in unserer Geschichte? – Aus der stolzen Hochkultur Mesopotamiens ruft dieser persönliche Gott den Abraham in die Stille des kargen Berglands von Palästina. Und am Sinai spricht der Herr später zu Mose aus dem Brennenden Dornbusch: „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen ... ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie aus der Hand der Ägypter“ zu retten (Ex 3,7f). Damit hat sich der unendliche Gott schon begrenzt. Er hat sich auf einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit eingelassen, zuerst auf einen winzigen Planeten, dann auf eines seiner Geschöpfe auf diesem Planeten und dann auf bestimmte Menschen in einem bestimmten, kleinen Volk in einem Winkel des damaligen Weltreichs. Spätestens hier beginnt seine *Kénosis*, seine Selbstentäußerung. Alles entwickelt sich dann weiter, hin auf *das* Ereignis in der Geschichte der Menschheit, auf die Menschwerdung Gottes. Jahrhunderte vorher ahnte schon der Prophet Jesaja einen Gerechten, der um unserer Sünde willen leidet (vgl. Jes 53,5).

Offenbar gibt es so etwas wie Sünde. – Auch in meinem Leben, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, war es ein langer Prozess, bis ich einigermaßen begriffen habe, dass die Passion Christi unverstündlich bleibt, wenn es keine Sünde gibt. Erst wenn wir uns nichts mehr

vormachen und uns selbst darüber „in die Irre führen“ (1 Joh 1,8), was uns von Gott trennt -, erst dann können wir ahnen, worum es bei der Erlösung geht. Es genügt, an das Hauptgebot zu denken: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus ganzem Herzen!“ Die Vögel singen und loben den Schöpfer. Doch sie *können* gar nicht anders. Wir Menschen können es freiwillig und bewusst tun. Doch wir versäumen es. Obwohl wir im Kosmos heute immer mehr die Gesetze der ewigen Weisheit entdecken, staunen wir eher über unsere Leistungen als über den, der uns den dazu nötigen Verstand geschenkt hat. Er aber verzeiht uns solchen Undank. Schon Israel brach den Bund mit dem Herrn, und er verzieh ihnen; „denn seine Huld währt ewig“ (Ps 136), und er nahm sich der Gestürzten an: „Der Herr stützt alle, die fallen, und richtet alle Gebeugten auf ... Der Herr ist gnädig und barmherzig, langmütig und reich an Gnade. Der Herr ist gütig zu allen, sein Erbarmen waltet über all seinen Werken“ (Ps 145,14.8f).

Und genau dieses Gottesbild vermittelt uns Jesus. Ich wiederhole noch einmal: Als er mit Zöllnern und Sündern zu Tisch sitzt, sagt er zu denen, die sich darüber wundern: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Darum lernt, was es heißt: Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer. Denn ich bin gekommen, die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten“ (Mt 9,13). Wird uns da in Jesus nicht Gottes Wesen genau so gezeigt, wie schon am Brennenden Dornbusch, wo der Herr von seinem Achten auf das Leid von Menschen sprach?

Damit kommen wir zu der grundlegenden Erkenntnis: In unserem Herrn Jesus Christus ist uns *das* Bild, die Ikone Gottes leibhaft aufgeleuchtet (vgl. 2 Kor 4,4 ... τὸν φωτισμὸν τοῦ εὐαγγελίου τῆς δόξης τοῦ Χριστοῦ, ὃς ἐστὶν εἰκὼν τοῦ θεοῦ). Und er ist überdies das *einzig*e „Bild des unsichtbaren Gottes“ (vgl. Kol 1,15 ὃς ἐστὶν εἰκὼν τοῦ θεοῦ τοῦ ἀοράτου). Im ganzen ersten christlichen Jahrtausend war es undenkbar, neben Christus noch einen „Gott Vater“ darzustellen, womöglich noch mit langem Bart, wie an der Decke der Sixtinischen Kapelle. Gott ist einer. Und sein *einziges* Bild ist der Herr Jesus Christus. *Vor* seiner Menschwerdung hat niemand Gott je gesehen (vgl. Joh 1,18).

Wir kommen zurück zu unserer Frage, was es für uns, für mich bedeutet, dass Jesus „wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch“ ist. –

Vielen Menschen fällt es schwer, in dem hilflosen Baby, dessen Geburt wir heute feiern, Gott zu erkennen. Dasselbe gilt für den von der Wanderschaft staubigen, erschöpften und durstigen Jesus oder für den qualvoll am Kreuz sterbenden. Viele Menschen befürchten – und vielleicht fürchten auch wir selbst es ein wenig – dieser „wahre, wahrhafte Mensch“ Jesus sei zu wenig erhaben, zu wenig göttlich; so dass die Aussage, Jesus von Nazaret sei auch wahrhaft Gott, der Größe des unfassbaren, des unendlichen Gottes abträglich sein könnte.

Nach den Überlegungen von heute Nachmittag merken wir: *Für uns* Menschen hat er sich klein gemacht. Wir irdischen Menschen können nur etwas Umgrenzt er-fassen. Insofern Jesus begrenzt ist, ist er nicht der Unendliche. Wir können nicht sagen: Gott Vater hat gelitten und ist gekreuzigt worden. Leidensfähig ist nur der Sohn, der sich „um unseres Heiles willen“ erniedrigt hat. Aber in seiner Güte und Barmherzigkeit ist Jesus dem Vater und dem Geist wesensgleich. Wir ahnen, wie richtig der evangelische Dichter Gerhard Tersteegen im 18. Jh. gebetet hat: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart“. Die Macht der Liebe, das ist der unendliche Gott. Jesus Christus ist als irdischer Mensch das begrenzte, aber das einzige Bild dieses Gottes. Denn Jesus ist zugleich „wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch“.

Wie schwer fällt es uns, dies alles zu verstehen und wie anfängerhaft erahnen wir erst das Geheimnis, das sich in unserem Herrn Jesus Christus verbirgt. Nehmen wir mit, dass der unsichtbare Gott sich uns in IHM auf eine Weise gezeigt hat, die wir doch zumindest in Ansätzen verstehen können: In der Geburt eines (göttlichen) Kindes, die wir heute feiern, im Leben und Sterben Jesu Christi. Der Schlusssatz des Johannesprologs soll uns begleiten in die Heilige Nacht. Vielleicht hilft er uns, Ihnen und mir, schweigend anzubeten – in dankbarer Freude. Ich lese den Vers zuerst nach der Einheitsübersetzung, dann im griechischen Urtext und dann nochmals in eigener Übertragung:

„Niemand hat Gott je gesehen.

Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht,
er hat Kunde gebracht.“

Θεὸν οὐδεὶς ἑώρακεν πώποτε·

μονογενὴς θεὸς ὁ ὢν εἰς τὸν κόλπον τοῦ πατρὸς
ἐκεῖνος ἐξηγήσατο.

“Niemand hat Gott je gesehen.

(Selbst) dargestellt hat ihn (uns) der Einziggeborene Gott,
der Seiende im Schoß des Vaters“ (Joh 1,18).